



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Eine Schulrede am Sedantage zu Bismarcks Gedächtnis
als Abschied vom Jahre 1898

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Schulrede am Sedantage zu Bismarcks Gedächtnis als Abschied vom Jahre 1898

Von Otto Kaemmel



Es war am Morgen des 31. Juli in Heidelberg. Den ganzen Nachmittag vorher hatte es auf der Fahrt dahin stark geregnet, und ich trat gegen sieben Uhr früh aus dem Hotel, um mich nach dem Wetter umzuthun, das aufzuklären begann. Da sehe ich auf der noch wenig belebten Straße einen Mann stehen mit großen schwarzumrandeten Blättern über dem Arm, auf denen ein Porträt zu sehen war. „Fürst Bismarck ist tot,“ sagte er auf meine Frage und reichte mir das Extrablatt. Tief erschüttert las ich die kurze Meldung, und ich war allein. Fast gewaltsam suchte ich mir einzureden, es sei vielleicht doch ein Irrtum, aber es legte sich mir wie ein Schleier über die herrliche, immer mehr im Glanze der Sonne sich ausbreitende Landschaft, als ich durch den stillen Sonntagmorgen nach dem Schlosse hinaufstieg, das sich, ein stolzes Denkmal deutscher Kunst und eine unvergeßliche Mahnung an französische Barbarei, in leuchtendem Rot vom tiefblauen Himmel abhob. Ich hörte, wie ein Fremdenführer, den ich überholte, zu einem Reisenden sagte: „Es ist doch ein sehr großer Mann gewesen! Wenn die deutsche Einheit zweihundert Jahre früher gekommen wäre, dann stünde das Schloß noch.“ Jawohl, diese gesegneten Rheinlande haben schwerer als andre Teile des Reichs dafür gebüßt, daß die politische Unfähigkeit und die kurzfristige Selbstsucht früherer Geschlechter das alte Reich in Fetzen riß und es den Fremden unter die Füße warf, und kein Land schwerer als die fröhliche Pfalz, keine Stadt so schrecklich wie Alt-Heidelberg!

Grenzboten IV 1898

84

Um Mittag, als es gerade zwölf Uhr schlug, stand ich auf der Molkentur über dem Schlosse und sah hinunter auf die Stadt und das tiefe Neckarthal und in die Rheinebene hinaus, durch die sich das blizende Silberband des schönen Flusses zieht; da begannen unten in Heidelberg die Glocken der Kirchen feierlich zu läuten. „Das ist für Bismarck,“ hieß es ringsum, und in der Stadt zeigten sich rasch an Zahl zunehmende Trauerfahnen in den deutschen und badischen Farben auf Halbstock oder im Flor. Alt-Heidelberg hüllte sich in Trauer um des Reiches Gründer, der den Drachen der verderblichen Zwietracht erschlagen hatte. Am nächsten Tage fuhr ich weiter ins Elsaß hinein und dann über Saarbrücken durch Lothringen bis Metz, durch ein seiner ganzen Natur nach urdeutsches Land, von dem der französische Firnis völlig verschwunden ist, und wo jedes Amtsgebäude den kaiserlichen Adler trägt. Auch hier hatten die Bahnhöfe, die Posthäuser, die Gebäude der Behörden, die Kasernen, die trozigen Forts von Metz die Reichsflagge halbmast gesetzt, und die Offiziere trugen den Flor; sehr nachdrücklich zeigten so die Eroberer den Eingebornen, daß ihr Land deutsch sei.

In der That, welcher andre Schauplatz wäre mehr geeignet gewesen, an das Wirken des Gewaltigen zu erinnern, als dieser? Ihm vor allem verdanken wir den Besitz dieser herrlichen Lande, die er dem Fremden entriß und dem Vaterlande wieder anfügte, nicht um der Elsässer, sondern um des Reiches willen, die wieder in französischen Händen zu sehen für uns ganz unerträglich und undenkbar wäre, die wir vielmehr festhalten müssen und festhalten mit eisernem Griff.

Auch er ist nun von uns gegangen — zehn Jahre nach seinem „alten Herrn,“ acht Jahre nach seinem Kampf- und Siegesgenossen Moltke. Schon mehr als acht Jahre war er außer Amt, und doch war er eine Macht allein für sich geblieben. Seinem Urtheile lauschte die Welt, alljährlich zogen Tausende aus allen deutschen Gauen bis aus der grünen Steiermark zu ihm, um ihn zu sehen und zu hören und ihm zu huldigen, und sein Geburtstag wurde gefeiert als ein nationales Fest. Noch niemals hat ein Deutscher in seinem Volke, noch niemals ein Staatsmann in der Welt eine solche Stellung eingenommen. Noch immer will es uns nicht in den Sinn, daß das nun alles mit einemmale zu Ende ist, daß uns nichts mehr bleibt als die Erinnerung.

Man hat sich tausendfach bemüht, sein unvergleichliches Wirken zu würdigen, sein Wesen zu charakterisiren. Er hat es der Welt leicht gemacht, denn er war schon bei Lebzeiten eine historische Persönlichkeit geworden, und wenn er der Parteien Gunst und Haß, den Edelsinn und die Gemeinheit der Menschen an sich reichlich erfahren hat, sein Charakterbild schwankt nicht in der Geschichte, es steht in festen, klaren Umrissen vor uns, und soviel auch die historische Forschung, die jetzt noch kaum eingesetzt hat, daran im einzelnen berichtigen und ergänzen mag, das gewaltige Bild wird sie in seinen Hauptzügen nicht

mehr ändern, so gut wie die Kunst es uns tausendfältig festgehalten hat, ohne daß freilich ein einziges Bild imstande wäre, alle Seiten dieser mächtigen Gestalt zu vergegenwärtigen.

Bismarck war seit dem Mai 1862 Gesandter in Paris; er war eben von einer Erholungsreise durch Südfrankreich zurückgekehrt, als er am 18. September in Paris eine Depesche seines Freundes Moritz von Blankenburg erhielt: „Periculum in mora. Beeile dich!“ Er wußte, was sie bedeutete. Seit Jahren war davon die Rede, den bewährten Staatsmann an die Spitze des Ministeriums zu berufen; König Wilhelm hatte immer widerstrebt, und erst jetzt war es seinem Kriegsminister Albrecht von Roon gelungen, seine Bedenken zu beseitigen. Die Lage in Preußen war im höchsten Grade gespannt. Das preußische Abgeordnetenhaus hatte die Kosten für die Heeresorganisation, König Wilhelms „eigenstes Werk“, die Vorbedingung jeder wirksamen Politik, zweimal nur auf ein Jahr bewilligt und war damals im Begriffe, sie überhaupt zu verwerfen, damit das ganze Werk zu zerstören und die Krone unter die Volksvertretung zu beugen. In dieser Lage traf Bismarck der Ruf seines Königs. Er hatte keinen Ehrgeiz und wäre sehr befriedigt gewesen, wenn der Ruf nicht an ihn ergangen wäre, aber er hielt es für feig, davonzulaufen, wenn sein Herr ihn brauchte. Am 20. September morgens traf er in Berlin ein, am 22. vormittags meldete er sich beim Könige auf Schloß Babelsberg. Dort und auf einem Spaziergang im Park hatten beide die entscheidende Unterredung. Der König war tief gebeugt und erklärte, wenn er auch mit ihm zu keiner Verständigung gelange, dann werde er zu Gunsten des Kronprinzen abdanken, der möge dann sehen, wie er fertig werde. Die Abdankungsurkunde lag fertig auf dem Tische. „Dahin darf es in Preußen niemals kommen,“ sagte Bismarck fest. „Nun gut, dann sehen Sie hier mein Programm,“ bemerkte der König und reichte ihm einige eng beschriebene Blätter seiner Handschrift. Bismarck warf einen Blick hinein und entgegnete: „Um all das handelt es sich jetzt doch nicht, es ist die Frage, ob das Königtum oder das Abgeordnetenhaus in Preußen regieren soll, ein Programm bindet nur.“ „Dann wollen Sie die Regierung übernehmen ohne Programm?“ „Ja.“ „Ohne Budget?“ „Ja!“ „Ohne die Heeresorganisation aufzugeben?“ „Ja!“ „Dann sind Sie mein Mann!“ rief der König und reichte Bismarck die Hand. Der Treubund fürs Leben war geschlossen, der Bund, der die deutsche Einheit begründen sollte. Gebeugt und niedergeschlagen war der König gekommen, aufgerichtet und straff ging er von dannen.

Vier Jahre heißer Kämpfe und glänzender Erfolge waren vergangen. Schleswig-Holstein war erobert, Österreich niedergeworfen, die Grundlagen der deutschen Einheit gefunden; als Sieger war König Wilhelm mit Graf Bismarck am 4. August 1866 im Triumphzuge nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt. Seine Bitte um Indemnität, um nachträgliche Genehmigung der unbewilligten

Ausgaben, in der Thronrede, mit der er am 5. August den neugewählten Landtag eröffnete, beendete auch den innern Konflikt. Am nächsten Tage erschien der französische Gesandte Graf Benedetti bei Bismarck. Die aufdringliche Vermittlung Napoleons III. hatte diesen gezwungen, den Abschluß des Vorfriedens mit Österreich in Nikolsburg am 26. Juli zu beschleunigen und die Reform des Deutschen Bundes auf die Länder nördlich vom Maine zu beschränken, wofür Österreich und Frankreich für Preußen ausgedehnte Annexionen in Norddeutschland zugestanden. Da stellte Benedetti dem Grafen Bismarck die schon früher angedeutete Forderung, Preußen solle an Frankreich als „Kompensationen“ für die eigne Vergrößerung Rheinhessen mit Mainz, die bayerische Pfalz und das Saargebiet gewähren. „Wenn Sie das verweigern, setze er hinzu, so bedeutet das den Krieg.“ „Gut, dann ist Krieg,“ bemerkte Graf Bismarck trocken und berichtete dem König. Am 7. August holte sich der Franzose bei Bismarck die deutsche Antwort: Jede Abtretung deutschen Bodens sei für Preußen unmöglich, damit würde es trotz aller Siege bankrott machen. Wenn Frankreich trotzdem auf seinen Forderungen bestehe, dann werde Preußen sich um jeden Preis mit Österreich verständigen und die ganze deutsche Nation aufrufen. „Dann aber gehen wir mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen euch das Elsaß ab; unsre beiden Armeen sind mobil, die eure nicht, die Folgen denken Sie sich selbst.“ Zur Bekräftigung dieser Worte ging die schwere Belagerungsartillerie, die schon auf dem Wege nach Böhmen war, nach den Rheinfestungen ab. Erschrocken von dem furchtbaren Ernste dieser Erklärungen eilte Benedetti nach Paris, und Napoleon III. erklärte die Forderung von „Kompensationen“ für ein „Mißverständnis.“

Es war keines gewesen, die Rücksicht auf sein eitles, murrendes Volk, das „Vergeltung für Sadowa“ begehrte, weil der preußische Waffenruhm den französischen überstrahlte, zwang Napoleon III., irgend welche Gebietsvergrößerung zu erstreben und sich der werdenden Einheit Deutschlands in den Weg zu stellen. Seit dem August 1867 bestand ein Einvernehmen mit Österreich, das ebenfalls den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund verhindern wollte; ein Kriegsbündnis gegen das neue Deutschland war im Entstehen, in das auch Italien mit hereingezogen werden sollte, und in den ersten Monaten des Jahres 1870 wurde zwischen Wien und Paris ein Feldzugsplan etwa für 1871 verabredet, nach dem die Heere der drei Mächte Süddeutschland von drei Seiten angreifen, sich bei Nürnberg vereinigen und über Leipzig auf Berlin vordringen sollten. Es war eine Lage fast wie 1756 für Friedrich den Großen. Kein Zweifel, daß Graf Bismarcks Scharfblick, so gut wie damals König Friedrich, im ganzen diese Lage durchschaut hat. Er vermied es, Frankreich unnütz zu reizen, aber er sah den Krieg kommen und war entschlossen, ihn aufzunehmen, natürlich unter möglichst günstigen Bedingungen; er hat deshalb seit 1869 die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold

von Hohenzollern eifrig gefördert, „im Interesse Deutschlands,“ wie er sagte, d. h. wohl: er wollte Spanien dem französischen Einfluß möglichst entziehen und dort einen Fürsten auf den Thron bringen, der das vermöchte, wenn er auch von Spanien keine Hilfe erwartete. Daß die Franzosen die ungeheure Thorheit begehen würden, um dieser spanischen Sache willen in diesem Augenblick, wo jenes Kriegsbündnis noch gar nicht fest abgeschlossen war, den Krieg zu beginnen, das hat Bismarck nicht vorausgesetzt. Wenn er den Krieg durchaus herbeiführen wollte, so brauchte er nur etwa Baden in den Norddeutschen Bund aufzunehmen, und das hatte er eben im März 1870 abgelehnt.

Aber als die Thorheit nun doch geschah, als Graf Benedetti in Ems am 13. Juli, nachdem Prinz Leopold bereits verzichtet hatte, dem König die unziemliche Forderung stellte, dem Kaiser Napoleon schriftlich sein Bedauern über diese Bewerbung auszusprechen, also Abbitte zu leisten, und auch für die Zukunft sich zu verpflichten, sie nicht wieder zuzulassen, da ließ Bismarck alle Rücksichten fahren. Er war, beunruhigt durch den Lärm in Frankreich, am Abend des 12. Juli von Barzin nach langer heißer Fahrt in Berlin eingetroffen, um nach Ems zum König zu eilen, der dort gänzlich ohne diplomatischen Beirat war, aber sehr aufgebracht über die französische „Insolenz,“ deren Zweck, ihn „coûte qui coûte herauszufordern,“ er sehr wohl durchschaute. Der großen Hitze wegen unterbrach Bismarck seine Reise, sandte den Grafen Eulenburg nach Ems voraus und erwartete nähere Nachrichten. Da traf, als er am 13. Juli in seinem Hause mit Moltke und Noon bei Tische saß, nachmittags sechs Uhr eine lange Depesche ein, in der ihm der Legationsrat Abeken ausführlich über die Verhandlungen zwischen dem König und Benedetti berichtete und ihm anheimgab, ob die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl den Gesandten als der Presse mitgeteilt werden sollte. Die drei Männer hatten den geradezu niederschlagenden Eindruck, die Zurückweisung sei nach so manchen Zugeständnissen nicht unbedingt genug, sie ließe Raum zu der Meinung, der König werde sich doch mit Frankreich vertragen, die Dreistigkeit der französischen Politik also doch einen Erfolg ersechten. Da fragte Graf Bismarck Moltke, ob er sich unbedingt auf die Armee verlassen könne, und als Moltke sagte: „Wir haben niemals ein besseres Werkzeug gehabt, als in diesem Augenblick,“ da setzte er sich auf ein paar Minuten an einen Seitentisch, strich die Depesche bis auf wenige, das rein Thatsächliche enthaltende Sätze zusammen und las sie dann den beiden andern Herren vor. „So hat das einen andern Klang — bemerkte Moltke —, vorher klang es wie eine Chamade, jetzt wie eine Fanfare als Antwort auf eine Herausforderung.“ So war es. Die wenigen scharfen Sätze thaten Deutschland und der Welt kund, daß die Zumutung rundweg abgewiesen, und die dem König zuge dachte Demütigung auf Frankreich zurückgefallen sei. Es war jetzt mit einem Schlage vor die bittre Wahl gestellt, diese Demütigung hinzunehmen

oder den Krieg zu beginnen, sofort, schlecht gerüstet, ohne Bundesgenossen! Mit genialem Blick und schneidiger Energie hatte Graf Bismarck die Lage blitzschnell erfaßt und verwandelt, und seiner hellen, schmetternden Fanfare antwortete der brausende Kriegsruf des deutschen Volks. Im rechten Augenblick wurde der Krieg, der unvermeidliche, begonnen und durchgeführt bis zum ruhmvollsten Ende!

Es ist in diesem Verfahren Bismarcks etwas von dem raschen Blick, dem schnellen Entschluß eines großen Reiterführers, der den rechten Augenblick zum entscheidenden Angriff erfaßt. Und in der That, Bismarck war ebenso Soldat wie Diplomat. Wenn man sein Standbild am schönen Leipziger Siegesdenkmal betrachtet, wie er, den Stahlhelm auf dem Haupte, den Ballasch an der Seite, das starke Roß mit kräftiger Faust zurückreißt, ist es da nicht, als wenn man einen gebietenden Feldherrn vor sich hätte? Und so ist er mit seinem König nicht nur ins Feld gezogen, sondern auch hineingeritten in die tobende Schlacht bis ins feindliche Granatenfeuer. Dieses Bild des reifigen Staatsmanns ist unserm waffenfreudigen Volke noch teurer als das des großen parlamentarischen Streitredners, und es findet nicht seinesgleichen in der Geschichte. Es ist nicht der kriegerische Mut, den wir hier an ihm bewundern, denn den Stab eines Königs treffen, da er sich nicht aussetzen darf, selten feindliche Geschosse, es ist vielmehr der moralische Mut. Mit der vollen Kenntnis dessen, was politisch und militärisch auf dem Spiele steht, die ungeheure Spannung eines Schlachttages Stunde für Stunde zu durchleben, dabei nur beobachten, nicht selbst handeln zu dürfen, dazu gehört noch mehr Charakterstärke als ins Feuer zu gehen.

Niemals hat Bismarck diesen Mut mehr bewiesen als am Tage von Königgrätz. Als am 30. Juni 1866 nachmittags nach drei Uhr König Wilhelm mit seinem Gefolge auf der Fahrt nach dem böhmischen Kriegsschauplatz den Bahnhof Zittau passierte, da spähten die Hunderte von Einwohnern der sächsischen Grenzstadt, die ihn halb grollend, halb ehrfurchtsvoll und in dem dunkeln Gefühle, daß die große Entscheidung nunmehr unmittelbar bevorstehe, erwarteten, vor allem nach dem Grafen Bismarck. Er stieg aus wie der König und ging eine kurze Zeit vor der Wagenreihe auf und ab, ohne sich weiter um die Menge zu kümmern. Wenige Tage später, am 3. Juli, früh gegen acht Uhr, hielt er unter dem glänzenden Stabe des Königs neben Moltke und Moos auf der Höhe von Dub, wo sich die Straße nach Sadowa und Königgrätz ins breite Wiesenthal der Bistritz hinuntersenkt, um dann nach den Höhen von Lipa und Chlum hinaufzusteigen. Es war nach langer Hitze ein trüber regnerischer Morgen. Vor ihnen brüllte die Schlacht; auf Stundenweite stand die Armee des Prinzen Friedrich Karl unter dem furchtbaren Granatenhagel der überlegenen, beherrschend aufgestellten österreichischen Artillerie. Allerorten rollender Kanonendonner, knatternde Salven, aufloodernde Flammen, dichter,

schwarzgrauer Pulverqualm, den die schwere Nebelluft am Boden hielt, und noch immer keine Entscheidung. Denn nur der Kronprinz konnte sie bringen, und der Kronprinz kam nicht. Auch die letzte Reserve, das brandenburgische Armeekorps, wurde ins Gefecht geschickt. Stumm hielt Graf Bismarck hinter dem König — er war an diesem Tage dreizehn Stunden ununterbrochen im Sattel —, denn hier hatte er keinen Rat zu erteilen. Wenn nun die Schlacht verloren ging, die seiner Politik den Sieg und damit die Rechtfertigung geben sollte? Er hat später erzählt, eine Niederlage hätte er nicht überlebt; er würde in diesem Falle mit dem ersten besten Kavallerieregiment in den Feind geritten sein und den Tod gesucht haben. Doch ruhig, unbeweglich blickte neben ihm Moltke auf die Schlacht; er hatte in diesem kritischen Augenblick noch die Kaltblütigkeit, von den beiden letzten Cigarren Bismarcks, die dieser ihm bot, sich die bessere auszusuchen. Dann endlich, endlich nach elf Uhr, zeigten sich weit links am Horizonte die dunkeln Kolonnen der kronprinzlichen Armee, bald stiegen die Rauchwolken ihrer Batterien empor, die Gefahr war vorüber, und Moltke sagte zum König: „Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen.“ Kron aber rief freudig aus: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!“ Gegen drei Uhr, als die Sonne endlich durch die Wolken brach, gingen auch die Bataillone des Prinzen Friedrich Karl mit entrollten Fahnen zum Sturm auf die Höhen vor. Der König folgte, von dem Hurra seiner siegreichen Truppen umbraust, und befahl auf den Höhen von Lipa der Reiterei zur Verfolgung vorzugehen, er selber ritt mit vor. Granaten sausen und heulen um ihn und schlugen ein, ein Knäuel in einander geratener österreichischer und preussischer Reiter wälzt sich dicht an ihm vorüber, und vor ihm brechen Roß und Reiter zusammen, die Stabswache zieht den Säbel. Er aber scheint das alles nicht zu bemerken, „ruhig und behaglich wie am Kreuzberg“; auf eine Mahnung Bismarcks — denn die Generale wagten nichts zu sagen — entgegnet der König: „Der oberste Kriegsherr steht dort, wohin er gehört.“ Endlich reitet Bismarck dicht an ihn heran: „Majestät, da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preussisches Volk seinen König fordern wird; im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle.“ Da reicht ihm der König die Hand mit den Worten: „Nun, Bismarck, lassen Sie uns weiter reiten,“ und wendet seinen Rappen, schlägt aber ein so langsames Tempo ein, „als wäre es ein Spazierritt unter den Linden,“ bis Bismarck ungeduldig dem Tiere mit dem Fuße einen kräftigen Stoß versetzt, sodaß es in langen Sätzen davonjagt. Es war am Abend, und alles vorüber, da sagte Moltke zum König: „Ew. Majestät haben nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen“; Bismarck aber setzte mit jener klaren, leidenschaftslosen Umsicht, die ihn auszeichnete, hinzu: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt

gilt es, das alte Verhältnis zu Österreich wieder zu gewinnen.“ Und das mitten in der Siegesfreude, die jeden andern berauscht hätte!

Es ist vier Jahre später, am Nachmittage des 18. August 1870. Heiß brennt die Sonne auf die fruchtbare lothringische Hochebene westlich von Metz hernieder, kein Lüftchen regt sich. Da hält König Wilhelm, diesmal als der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, gegen fünf Uhr inmitten seines Stabes im Felde nördlich von dem großen Dorfe Gravelotte. Seitwärts von dem Wege, der links ab nach Malmaison und Berneville führt, bezeichnet heute ein mächtiger Felsblock mit Inschrift die Stelle. Der König ist um drei Uhr morgens von seinem Hauptquartier Pont-à-Mousson aufgebrochen und über das Schlachtfeld des 16. August, wo der Heldennut vor allem der Brandenburger den abziehenden Franzosen den Weg versperrte, auf der schnurgeraden Pappelallee von Rezonville ostwärts geritten. Erst allmählich ist es während des Vormittags klar geworden, daß die Franzosen in die starke Stellung westlich von Metz zurückgewichen sind; seit Mittag ist der Angriff auf sie im vollen Gange. Ein erschütterndes Getöse erfüllt die Luft. Wenig hundert Schritt von dem König dehnt sich die lange Linie deutscher Batterien quer über die Straße, die sich von Gravelotte nach dem tief eingeschnittenen waldigen Thale der Mance, der „Schlucht von Gravelotte“ blutigen Angedenkens, hinunterzieht und dann drüben höher hinaufsteigt nach dem Gehöft von St. Hubert, einem mächtigen, weithin sichtbaren Steinhaufe und dem noch höher gelegenen Hofe von Point du Sour mit seinen Pappeln, dem Gipfelpunkt der Straße, dort, wo heute der Aussichtsturm ragt. Links nimmt der langgestreckte Wald von Genivaux die Aussicht nach Norden. Wieder hält Graf Bismarck mit Moltke und Moos hinter seinem König. Er weiß, daß seine beiden Söhne am 16. mit im Feuer gewesen sind, daß Graf Herbert verwundet ist. Aber diese persönlichen Sorgen stehen hinter dem Gedanken an das große Ganze weit zurück. Eben ist die Nachricht vom linken Flügel, von dem nur der Kanonendonner herüberdröhnt, eingetroffen, daß dort alles gut stehe, da giebt der König den Befehl, mit allen Kräften gegen den Point du Sour vorzugehen und auch das soeben bei Rezonville eingetroffene II. (pommersche) Korps dafür bereit zu halten.

Es ist gegen sieben Uhr, das Artillerief Feuer der Franzosen ist seit längerer Zeit fast verstummt; man glaubt, sie hätten den Kampf an dieser Stelle aufgegeben. Bismarck hat seine halbverdursteten Pferde zu Wasser geschickt und steht selbst neben einer feuernden Batterie. Da plötzlich beginnt von drüben aufs neue ein wütendes Feuer, es ist „ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Säusen und Heulen in der Luft,“ kein Zweifel, die Franzosen leiten einen neuen Vorstoß ein. Die Granaten fliegen über das Gefolge des Königs hinweg, auf Moos' Bitten reitet dieser zurück, und dabei wird Bismarck von ihm „abgeklemmt.“ Ohne Pferd, wie er in diesem Augenblick ist, macht er sich schon darauf gefaßt, wenn auch die Artillerie zurück müsse, sich auf den

nächsten Proklasten zu setzen und mit davon zu fahren. Inzwischen aber kommen seine Pferde zurück, und er reitet zum König. Doch dort, wo dieser jetzt hält, schlagen die Granaten ein. Erst auf Bismarcks dringende Mahnung verläßt der Monarch die gefährliche Stelle und reitet, während an der Front der Kampf gegen neun Uhr allmählich erlischt, nach Rezonville zurück. Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Beim flackernden Scheine eines Wachtfeuers steigt der König ab und nimmt auf einer Leiter Platz, die man als Bank eingerichtet hat, das eine Ende ruht auf einem erschossenen Schimmel. Da kam gegen neun Uhr Moltke, der den Vorstoß der Pommern im Abenddunkel geleitet hatte, mit der Meldung, daß der Sieg erfochten sei. Und nun diktierte der König dem Grafen Bismarck die Depesche an die Königin Augusta, die der Kanzler mit Bleistift auf ein herausgerissenes Blatt eines Notizbuches schrieb. Die schwerste Entscheidung des Krieges war gefallen, erst sie ermöglichte den Sieg von Sedan.

Zehn Monate sind vergangen, es ist der 16. Juni 1871. Ein strahlender Sommertag, ein wolkenloser Himmel spannt sich über der neuen Reichshauptstadt, Hunderttausende von Menschen füllen die Straßen, die heute die siegreich heimgekehrte Armee ziehen soll, zahllose Fahnen flattern in den Lüften, Laubgewinde ziehen sich von Haus zu Haus, und endlose Reihen erobelter Geschütze säumen die Linden ein. Da hallen die ersten Glockenschläge durch die Luft, sie verkünden, daß die Spitze des Zuges beim Hallischen Thore angekommen sei, allmählich nähert sich das brausende Hurrarufen, und siehe da, nun kommen sie alle, die siegreichen Heerführer in diesem Kriege ohnegleichen, und mitten unter ihnen, wie einst in der Schlacht, zwischen Moos und Moltke, unmittelbar vor dem Kaiser, der Kanzler des Reichs, Fürst Bismarck! So reitet er beim Triumphzuge seinem Herrn voran, dem er den Weg gebahnt hat zum Kaiserthron; die Freude leuchtet ihm aus den markigen Zügen, und scharf schauen die hellen Augen unter dem Stahlhelm hervor auf die jubelnden Massen, die die Lüfte erschüttern mit ihrem Zuruf und ihn mit Lorbeerkränzen bedecken!

Was Fürst Bismarck auf dem Schlachtfelde und im Kate hatte erringen helfen, das galt es in den Parlamenten zu vertreten und weiter auszubilden, fast in beständigem Kampfe mit den verständnislosen, kleinlichen, wohl auch boshaften Gegnern. So wurde Bismarck zum Redner, zu einem der größten germanischer Zunge. Und doch war er kein Redner im gewöhnlichen Sinne. Die Hünengestalt hoch aufgerichtet, immer in Uniform, sprach er mit häufigen Unterbrechungen, oft stockend, weil er in beständiger Gedankenarbeit immer erst die Form, den Ausdruck fand, so sorgfältig er sachlich seine großen Reden vorzubereiten pflegte, und er verschmähte alle rhetorischen Mittel. Aber unwiderstehlich wirkten die zwingende Logik, die Weltweite seines Blicks, die ungeheure Sach- und Personenkenntnis, die urwüchsige Kraft des Ausdrucks und die

plastische Anschaulichkeit seiner Bilder, die scharfe Ironie und der treffende Witz, die hinreißende Leidenschaft und das nationale Pathos, die er abwechselnd anzuwenden verstand. Er war auf der Rednerbühne als Gegner nicht weniger furchtbar wie im Kabinett und auf dem Schlachtfelde; die er traf, die wanden sich unter den Keulenschlägen seiner Worte und zuckten empor unter seinen scharfen Pfeilen.

Das preußische Abgeordnetenhaus kannte, bewunderte oder fürchtete ihn schon längst, aber vor der deutschen Nation erschien er als Streitredner zuerst im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes und im Zollparlament. Am 9. März 1867 war der Entwurf zur neuen Bundesverfassung, wie er auf der Grundlage Bismarcks von den Regierungsvertretern angenommen worden war, dem Reichstage vorgelegt worden, und 27 Redner hatten sich dafür, 17 dagegen zum Worte gemeldet. Aus den verschiedensten Gründen bekämpften Fortschrittler, Partikularisten und Doktrinäre den Entwurf; den einen war er zu wenig freiheitlich, den andern zu unitarisch, den dritten nicht unitarisch genug; insbesondere verlangten preußische Abgeordnete, daß der preußische Landtag eine entscheidende Stimme darüber haben sollte.

Da griff Graf Bismarck am 11. März mit einer großen Rede in den Kampf ein. „Glauben Sie wirklich — sagte er da unter anderm —, daß die großartige Bewegung, die die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjester zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkrone gespielt wurde, daß die Millionen deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben vom Rhein bis zu den Karpathen, daß die Tausende und Abertausende von Geblienen und der Seuche erlegnen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können?“ Und er schloß mit den berühmten Worten: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!“ Wenn er hier die harten Thatfachen der Politik und des Schlachtfeldes dem doktrinären parlamentarischen Gerede entgegengesetzt hatte, so schlug er gegenüber dem furchtsamen Kleinmut, der noch immer nicht begreifen wollte, daß die deutschen Stämme anfangen, eine Nation, also eine Macht zu werden, den kräftigen Ton patriotischen Stolzes an, als im Zollparlament ein süddeutscher Abgeordneter, Probst von Stuttgart, am 18. Mai 1868 vor jedem Versuche, das Zollparlament zu benutzen, um den Anschluß der Südstaaten an den Norddeutschen Bund zu erreichen, mit dem Hinweis auf die Gegner draußen warnte. Daß die alten Schwaben einst des Reiches Sturmflagge führten, hatte der moderne Schwabe in der selbstzufriednen Enge seines kleinen Staats vergessen. Da rief ihm Graf Bismarck unter dem jubelnden Beifall des Hauses zu: „Dem Herrn Vorredner gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet.“ Wenige Jahre später fanden auch die Schwaben den alten Stolz wieder, und auf dem Schlachtfelde von Wörth am 6. August

1870 bewiesen die tapfern württembergischen Bataillone, daß die „Schwabenstreiche“ nicht nur eine Legende seien.

Neue Kämpfe standen dem Fürsten Bismarck bevor, als das Reich gegründet und die Kaiserkrone erneuert war. Denn zwei internationale Mächte traten dem nationalen Aufschwunge feindlich entgegen, eine uralte und eine neue, der Ultramontanismus und die Sozialdemokratie. So entbrannte der „Kulturkampf“, ein Unheil für die Nation, aber ein unabwendbares. Was Fürst Bismarck damit bezweckte, war etwas Notwendiges und daher Selbstverständliches. Er war kein Feind der Kirche, auch nicht der römisch-katholischen — er hätte sonst doch wohl nicht den päpstlichen Christusorden in Brillanten erhalten —, er war auch kein konfessioneller Heißsporn, obwohl ein guter Protestant, sondern er war ein Staatsmann und wollte als solcher dem Staate die ihm zustehende unbeschränkte Souveränität wahren. In seiner Rede vom 10. März 1873 während der Debatte über die Maigesetze führte er den Streit auf die wirklichen, die letzten Gründe zurück. „Es handelt sich nicht, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um einen Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtsstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtsstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtsstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unsers Erlösers in dieser Welt, den Machtsstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtsstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zerkleinerung des Deutschen Reichs erfüllt hat. Es handelt sich um die Verteidigung des Staats, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt.“

Die Sozialdemokratie bekämpfte er als eine Partei, die sich selbst außerhalb des geltenden Rechts gestellt habe und also im Kriegszustande mit dem Staate sei. „Wer nicht will mitdeichen, muß weichen“, sagte er einmal gesprochen, und er trug kein Bedenken, ihre Organisation und ihre Presse durch ein Ausnahmegesetz zu zerstören. Aber er faßte den Staat nicht nur auf als „Nachtwächter“, der auf die notdürftigste äußere Ordnung zu sehen habe, sondern als die sittliche Macht, die auch die wirtschaftliche Wohlfahrt des Volkes durch einsichtsvolle Fürsorge zu fördern, die wirtschaftlich Schwachen zu schützen, Gefahren abzuwenden habe. „Das Ganze (der Sozialgesetzgebung), so führte er am 15. März 1884 im Reichstage aus, liegt in der Frage begründet: Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen Mitbürger zu sorgen, oder hat er sie nicht? Ich behaupte: er hat diese Pflicht, und zwar nicht bloß der christliche Staat, sondern jeder Staat an sich. — Wenn man mir

dagegen sagt: Das ist Sozialismus, so scheue ich das gar nicht. Es fragt sich (nur): Wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus?" Und wie er nun mit seiner Sozialreform ein Werk von einer menschenfreundlichen Kühnheit unternahm, wie es noch nirgends vorher oder nachher gewagt worden ist, so suchte er zugleich das wirtschaftliche Leben der Nation auf eine breitere und freiere Grundlage zu stellen, in beständigem Kampfe mit jener stumpfsinnigen Binnenpolitik und jenem unbelehrbaren Doktrinarismus, die aus einer kläglichen, kleinlichen Zeit herübertagten und leider noch immer herübertagen in die neue große Zeit. Als die Anfänge seiner Kolonialpolitik mit dem Hinweis auf das „Übelwollen anderer Staaten" und auf die „Nasenstüßer," die Deutschland dabei bekommen könne, bekämpft wurde, da erwiderte er am 26. Juni 1884 stolz: „Ich muß sagen, daß ich als der erste Kanzler des neugeschaffnen Reichs doch eine gewisse Schüchternheit empfand, eine Abneigung, mich so auszusprechen, und selbst, wenn ich an diese unsre Schwäche und Unfähigkeit geglaubt hätte, ich würde mich geniert haben, den Hilfesuchenden offen zu sagen: Wir sind zu arm, wir sind zu schwach, wir sind zu furchtsam, für euern Anschluß an das Reich Hilfe zu gewähren. Ich habe nicht den Mut gehabt, diese Banerotterklärung der deutschen Nation auf überseeische Unternehmungen den Unternehmern gegenüber auszusprechen."

Es ist ihm nach langen, ermüdenden Kämpfen noch beschieden gewesen, wenige Wochen, ehe Kaiser Wilhelm I. ihn verließ, am 6. Februar 1888, noch einmal in gewaltiger Rede für die Verstärkung der Wehrkraft des Reichs gegenüber den drohenden Rüstungen unsrer Nachbarn im Osten und Westen den ganzen deutschen Reichstag zu einmütigem Beschlusse mit fortzureißen. In großen Zügen führte er da die Geschichte unsrer auswärtigen Beziehungen seit 1848 vor, wie nur er es konnte, und wie Posaunenhall klangen seine Schlußworte: „Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!" Ein Jubelsturm durchbrauste das Haus, und draußen auf der Leipziger Straße vor dem Reichstags Hause drängten sich Tausende Kopf an Kopf, um ihn zu erwarten:

Und nun trat er heraus! Da stand er hoch,
Ein Hünenbild im Thor des Sprecherhauses,
Und blickte staunend auf die Menge hin.
Denn wie ein Wirbelschwall ins Meer hineinfährt,
Die Wellen wütend durch einander wirft,
Daß sich die Wogenkämme wechselslutend
Zerbrechen, also wälzte sich im Jubel
Zu Tausenden das Volk dem Mann entgegen.
Zur Mauer ineinander eingeseilt,
Die breite Straße gänzlich überschwenmend,
So stürzte ihm der Bürger, der Soldat,

Der Mann der Arbeit und mit holdem Herzen
 Der Frauen reine Huldigung entgegen. —
 Stumm schritt er hin. Eng war die Gasse nur,
 Die man ihm bahnte, doch sein Haupt es ragte
 Vor allem einsam aus der wirren Menge. —
 Sein Auge — welch ein Auge! — blickte scharf
 Und gütig nieder auf die fremden Menschen,
 Die alle ihn, des Reiches Schöpfer kannten,
 Und die er selbst doch nur als Deutsche kannte,
 Als Kinder seines Volks, das ihn erkoren
 Zum Urbild seiner eignen Helbenkraft.

(Wolfgang Kirchbach)

Soll ich ihn nun noch in seiner Häuslichkeit schildern, im Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstraße oder in der Einsamkeit seiner waldbumfränzten Landsitze Varzin und Friedrichsruh? Wie er da gekrönte Häupter und Staatsmänner, Abgeordnete und einfache Privatleute empfing, immer gleich gastfrei und schlicht, wie er allen gleichmäßig das Gefühl gab, daß sie willkommen seien, wie er für jeden gütig sorgte und als vollendeter Cavalier, als ein echter Edelmann mit verbindlicher Höflichkeit jedem begegnete, wie herzlich er mit den Seinigen verkehrte, wie er im Gespräch Humor und Sarkasmus, eine ungeheure Fülle der Kenntnis und eine Schärfe der Schilderung entfaltete, die alles mit Bewunderung erfüllte? Wer ihn so sah und hörte, dem blieben diese Stunden unvergeßlich, ein teures Besitztum fürs Leben, und in dem verband sich mit der Ehrfurcht vor diesem Riesengeiste die Liebe zu dem herrlichen Menschen. Ja das war er! Neben einem stahlharten Willen und einem durchdringenden Scharfblick wohnte ein weiches Herz, neben unergründlicher Klugheit freie Offenheit, und seine mächtige Leidenschaft war ohne Nachsicht. Die Greuel des Schlachtfeldes erschütterten ihn tief, und er sorgte persönlich für die Verwundeten, wo er konnte; er war hart gegen die Franzosen, als er mit ihnen über den Frieden unterhandelte, aber sie bekannten dankbar, daß er sie nie getäuscht habe; er zermalmte, was ihm in den Weg kam, aber er ging dabei nur soweit, als es das nationale Interesse verlangte. Denn er war ein Deutscher, er kannte nichts Höheres als das Glück und die Größe seines Volkes; Theorien und Parteidoktrinen hatten für ihn keine Bedeutung. Persönlicher Ehrgeiz lag ihm ganz fern. Das Grundgesetz des griechischen Heldentums, das Schiller so feinsinnig herausgefunden hat:

Von des Lebens Gütern allen
 Ist der Ruhm das höchste doch,

war nicht das Gesetz seines Wirkens; er dachte eher wie der alternde Faust Goethes:

Die That ist alles, nichts der Ruhm!

Er war ein Deutscher, aber nur die guten und starken Seiten unsers Volkstums waren in ihm verkörpert, nicht die Schwächen. Er ist viel gehaßt

und verunglimpft worden von den äußern und den innern Feinden unsers Volkes und unsrer nationalen Einheit, denn ihnen war er ein furchtbarer Gegner, aber stärker als der Haß sind die Liebe und die Dankbarkeit. Sie werden ihm treu bleiben, solange es ein deutsches Volk giebt, das dieses Namens würdig ist, denn wenn heute ein Deutsches Reich und eine deutsche Nation besteht, so ist sein Verdienst daran das größte.

Liebe Schüler! Sein Werk ist auch für unser bescheidenes, glanzloses Wirken in diesen Räumen die Grundlage geworden. Denn nur auf nationalem Grunde kann sich eine fruchtbare Erziehung und Bildung aufbauen, ohne einen solchen schwankt alles haltlos. Und umgekehrt hat Fürst Bismarck sehr wohl gewußt, was die Jugend und ihre Erziehung für den Ausbau und die Sicherung seines Lebenswerkes bedeutet. Es ist für uns, die Ältern, die wir die ungeheuern Wandlungen seit vierzig oder fünfzig Jahren mit Bewußtsein durchlebt haben, die teuerste Aufgabe, das Andenken daran und an ihre Helden einem jüngern Geschlechte so frisch und warm zu übermitteln, wie wir vermögen; es ist eure Aufgabe, liebe Schüler, in deren Jugend wenigstens noch ein Abganz der großen Zeit und ihrer Helden gefallen ist, diesen Schimmer für euch und andre zu wahren. Dazu möge uns allen auch dieser Tag helfen! Dieser Vorsatz, so deutsch zu sein wie Fürst Bismarck, er ist der beste, der einzige Dank, den wir heute an der Bahre des Unvergesslichen niederlegen können. Denken und handeln wir so, dann ist er uns nicht gestorben, dann lebt er fort nicht nur in der Erinnerung, nein, dann waltet sein Geist machtvoll durch die deutsche Welt, und sein Bild wird lebendig bleiben bis in die fernste Zukunft.

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!

Ihr werdet nimmer seines gleichen sehn!



Die Vereinigten Staaten im Kampfe für Freiheit und Humanität

Von Wilhelm Winzer



ie Amerikaner haben wegen ihrer „humanen Absichten“ bei dem Ausbruche des Krieges viel Spott über sich ergehen lassen müssen. Und daß hinter ihrer Menschenfreundlichkeit schließlich eine tüchtige Dosis Selbstsucht thätig war, haben der Verlauf und der Abschluß des Krieges genugsam gezeigt. Man fand in den uneigennütigen und edeln Absichten der Befreiung und Beruhigung Kubas